



Encore et encore - der Zauber des Südens pour toujours

Entgegen der konzeptionellen und inhaltlichen Ausrichtungen der letzten newsletter, werde ich diesen Artikel nutzen, Ihnen eine ganz persönliche und emotional geprägte Sicht auf unsere letzte Marseille-Reise näherzubringen. Es geht nicht darum, Museen oder Galerien und deren Ausstellungen zu preisen, auch keine gastrophilen Ratschläge oder Empfehlungen zu erteilen und schon gar nicht das hohe Lied des Kunst- oder Kulturtourismus zu singen. Das, was sie zu lesen bekommen, ist so politisch inkorrekt subjektiv wie keine noch so bemüht objektive Beschreibung es sein könnte. Vielleicht! In der Renaissance, aber auch früher, hätte man es Ode genannt, ich bleibe im hier und jetzt und sage, das ist ein symphonischer swingender Rock'n Roll Chanson mit einem lazy Reggaerhythmus unterlegt, vive la vie!

Sonntags nachts mit dem Zug angekommen und im menschenleeren Panier die vorher angemie-

tete Wohnung bezogen, waren wir froh ins Bett zu gleiten, um so beglückender war der nächste Morgen mit diesem allmählich anschwellenden azurblauen Himmel, der am Mittag und frühen



Nachmittag zu einem strahlenden Himmelswunder wurde, was bayrische Landsleute euphorisch als Kaiserwetter bezeichnen würden.

Das ist aber Quatsch, zum einem, weil kein Kaiser oder Monarch jemals die Macht besessen hatte oder hat, durch ihr angeblich blaues Blut mit den Göttern des Mittelmeeres wetterfern zu können, zum anderen, weil diese Farbe vielleicht physikalisch erklärbar ist, aber sich emotional kein noch so treffender Vergleich finden würde. Camus oder Char, Pagnol oder Giono haben Worte gefunden, die man akzeptieren kann, aber vor allem haben die Impressionisten wie van Gogh, Cezanne, Matisse oder Renoir versucht, die Antwort mit Pinsel und Farbe zu geben, diese visualisierte Form der stummen Anbetung ist mir bislang am sympathischsten. Man muss eben nicht alles in verkastelte Begriffe einzwängen, manchmal reicht es, einfach nur zu staunen und sich zu erfreuen. Ein kleines Glück mit großen Auswirkungen im Land des Lichtes, denn ohne das Licht und ohne den herumzausehlenden Mistral wäre dieses

Blau niemals geboren worden und die Kunst- und Hedonismusgeschichte würde große Mängel aufweisen.

Die Aussicht, mehr als eine Woche unter diesem Blau leben zu können, ist noch nicht einmal mit dem bisweilen herrlich beschwingenden Blau sein nach dem Genuss der hervorragendsten Chateauf du Papes, Muscat de Beaume de Venise oder Vin des Sables zu erreichen, es wäre ohnehin ein flüchtiges Surrogat.

Vom Panier sind es nur wenige hundert Meter bis zum Meer, welches spiegelbildlich in seinem eigene Grünblau leicht hin- und herwogt, solange die Böen des aufkommenden Mistral es nicht gischtig aufpeitschen. Das ist es ja, was diese Stadt oder die gesamte südfranzösische Küste ausmacht, die perfekte Mischung der Farben und Formen, die Himmel, Land und Wasser miteinander eine Allianz eingehen lassen. Im Roussillon, wo wir im Winter weilten, kann alles sogar noch intensiver wirken, weil die Nähe der Pyrenäengipfel diese Melange noch ein wenig pikanter und belebender würzt.

Marseille im Mai, Marseille 2014, ohne die eumediterrane Stadtentwicklung mit den neuen, faszinierenden Bauwerken rund um den Vieux Port erwähnen zu wollen, muss durchschlendert werden, man muss sich treiben lassen, herumstreunen und mit allen Sinnen, die Augen in ständiger Unruhe, in die Quartiere gehen. Dorthin, wo der Tourismus kaum zu spüren ist, wo die kleinen Bistros sind und die Handwerkerateliers, die Parks, die Märkte, die Bouleplätze und vor allem die Menschen, die aus allen Himmelsrichtungen angekommen, hier eine neue Heimat gefunden haben. Auch wenn das oberflächlich betrachtet, mit den wahren Verhältnissen zwischen arm und reich, zwischen oben und unten, zwischen alt und



jung, weder gestern noch heute gestimmt hat oder in einer gewissen humanen, gerechten Solidarität funktionieren konnte.

Wer die Sprache kann, auch lediglich basicly, aber sich scheut, sie zu sprechen, weil man sich

sonst blamieren könnte, um unter Umständen ausgelacht zu werden, verspielt die Chance, mehr zu erfahren als mit englischen Floskeln. Man erlebt ungeahnte Situationen, gelangt näher an die Geheimnisse oder verborgenen Wissensschätze des Gastgeberlandes oder man gestaltet seinen Aufenthalt ganz einfach problemloser und erholsamer. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass man sprechen muss, auch wenn Grammatik oder Aussprache in den Ohren des Gegenübers „ridicule“ oder „indistinct“ klingen, eine rigide Perfektionsneurose ist hinderlich und kann nur enttäuschend sein. Wenn der jeweilige Konversationspartner, gleichgültig aus welcher Schicht er stammt oder aus welchem Ursprungsland er kommt mag, in der Meinung sein Gegenüber beherrsche seine Sprache und schwadroniert drauflos, sollte man gleich zu Beginn des Gesprächs darauf hinweisen, langsamer und deutlicher zu sprechen, um überhaupt eine interaktive Kom-



munikation aufleben zu lassen. „S'il vous plaît ne parle pas trop vite, malheureusement, je ne parle pas parfaitement français“ - beispielsweise.

Mir hat das von jeher geholfen, ob ich in einer Hafenspelunke am Tresen unter Fischern oder Seeleuten stand oder in einem Sternerestaurant einen hochnäsigen Kellner auf den Boden der Tatsachen zurückholen musste, ob ich über die arabisch geprägten Märkte geschlendert bin oder beim Kleinfabrikanten der Bouleugeln „Boule bleue“ in einem schäbigen Vorort im Südosten der Stadt die Methoden der Herstellung erklärt bekommen habe. Es ist nicht immer opportun oder hilfreich, sich mit Englisch des Pudels Kern nähern zu wollen, auch weil viele französische BürgerInnen sehr schlecht Englisch parlieren können oder man sie wegen der entstellenden frenglischen Aussprache noch weniger versteht. Grundsätzlich gilt aber weltweit die Regel, sich auf Englisch verständigen zu können, auch wenn die Kenntnisse rudimentär sein mögen. So viel Englisch beherrscht fast jeder, um schnell eine Toilette aufzuspüren.

Weit hinter dem Friche Belle de Mai, also der wunderbaren Ausstellungshalle in der alten Zigarettenfabrik näherte ich mich ausschließlich nord- oder westafrikanisch bewohnten Stadtteilen, die als sozial besonders prekär gelten und vor denen immer gewarnt wird. Diese Warnungen sind nicht zu unterschätzen oder einfach zu übergehen, allerdings ist es tagsüber nicht so gefährlich, wie es immer provokativ in bestimmten Medien populistisch verbreitet wird, allerdings gibt es bestimmte Verhaltensregeln, die helfen können, Eskalationen gleich welcher Art zu vermeiden. Wenn möglich, nie allein in bestimmte Bezirke des Nordens oder Südostens gehen, sich Provokationen entziehen und wenn sich mehr als 5-6 farbige oder auch weiße Jugendliche auffällig mit Blicken um einen kümmern, ist äußerste Vorsicht geboten. Auch ich schleiche mich dann davon und wenn ich angesprochen oder angerempelt werde, versuche ich zu deeskalieren, ein Handy sollte man allerdings immer dabei haben. Bislang geriet ich noch in keine gefährliche Situation, weder in Paris, noch in Barcelona oder Madrid und auch nicht in Marseille. Vor vielen Jahren, 1974, wurde ich im Pariser Süden von zwei dunklen Gestalten nachts lange verfolgt und meine Rettung war ein aufmerksamer Autofahrer, der die Szenerie beobachtet hatte und mich schnell in seinen Wagen einlud.

Im Süden Frankreichs kommt der sehr grob wirkende Akzent und die Mischung mit dem Provençal hinzu, das Argot in Marseille ist selbst für viele Franzosen unverständlich.

Arles, diesen mythischen Ort des Stierkampfes und der van-Gogh-Verehrung, be-



suchte ich, indem ich mir einfach ein Zugticket kaufte und losfuhr. Ich beabsichtigte eigentlich, die römische Arena zu besuchen und zu fotografieren, aber als ich dort ankam, geriet ich in eine pittoreske Prozession der Camargue-Stier- und Pferdezüchter, die jeweils alle 2-3 Jahre am 1. Mai stattfindet. Es ist das „Fest der Gardians“. Der Zug führt zur Kirche „La

Major", Sitz, der dem Heiligen Georg geweihten, Bruderschaft. An diesem Tag wird ein neuer Hochmeister der Bruderschaft der Gardians gewählt, und alle drei Jahre, eine neue Königin von Arles „Reine d'Arles“. Paare sitzen auf den kleinen, weißen Pferden, die Männer in dunkle Anzügen gekleidet und mit einer Art Lanze bewehrt, die Frauen zeigen sich stolz in eleganten Trachten aus glänzenden Brokatstoffen und mit landestypischen Hauben auf dem Haar. Es waren sicherlich mehr als hundert Reiterpaare und viele liefen zu Fuß von der Kirche am Rande der Arena durch die gesamte Stadt. Der Tag endet mit einer großen Vorstellung in der Arena, wo die Gardians und ihre Reittiere ihre Kühnheit und Geschicklichkeit bei Reiterspielen messen.

Nachdem ich sehr viele Fotos aus unterschiedlichen Perspektiven und Positionen geschossen hatte, ging ich in die Altstadt, um mir die Stadt genauer anzuschauen. An jenem Platz, wo das berühmte, von van Gogh gemalte Café gestanden hat, wimmelte es nur von Touristen und es war auch kein einziger Sitzplatz mehr in den zahlreichen Restos zu finden. Nur eine



kleine, etwas unscheinbare Bar war zumindest auf der Terrasse nur halbvoll besetzt. Es war ein Gitano- oder Lokal der Einheimischen und ich liebe diese Art von Gaststätten oder Bistros, weil sie, wenn überhaupt noch etwas authentisch sein soll, man dort am richtigen Ort ist. Hauptsächlich Männer standen um den Tresen herum und die Barfrau, eine sehr schlanke, fast androgyn wirkende, muskulöse und herbe Schönheit mit langem schwarzblauem Haar und augenfällig Chartreuse grünen Augen, deren Pupillen wie kleine schwarze Stecknadel einiges mehr als Chartreuse vermuten ließen, war der ausgesprochen visuelle Mittelpunkt des Lokals, auch wenn die Männer, miteinander schwatzend, sich nur um sich kümmerten. Ich unterhielt mich mit dem Wirt, der mich lächelnd darauf hinwies, dass ich jeden fotografieren könne, nur ihn nicht, denn das sei aus nicht

näher zu erklärenden Gründen weder „santé“ noch „avec plaisir“ für ihn. Ich rang mit mir, die Barfrau zu bitten, ob ich ein Porträt von ihr ma-



chen könne, erinnerte mich aber an Ausführungen von Susan Sontag und anderen Photoethikern wie Helmut Lethen, die beim instinktiven Fotografieren die fragwürdige und heikle Grenze zwischen Voyeurismus und Authentizität



beschreiben und anmahnen. So hielt ich mich zurück, allerdings mit Bedauern, aber auch mit ehrlicher Akzeptanz gegenüber diesen Menschen, und beschränkte mich auf Beobachtungen und Gespräche.

Ich freue mich sehr darüber, wenn mich jemand fragt, ob ich nicht ein Foto von ihr oder ihm machen könne und das passiert mir immer wieder, hier sehe ich bei beiden Seiten einen gewissen



kommunikativ miteinander verbundenen Spaß, zu posieren und dabei abgelichtet zu werden. Drei schöne Beispiele aus Marseille sind in diesem Artikel integriert.

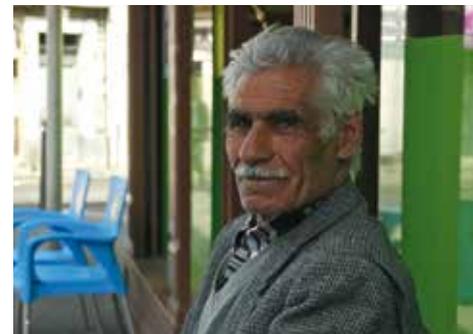
Das obere Foto entstand in einer Café/Boulangerie am U-Bahnhof La Rose, das Zweite im Bus 89 und der alte Mann saß in einer Bar im Belle de Mai. Jedes Mal wurde ich in ein Gespräch verwickelt oder ich habe etwas gesagt

oder gefragt und dann kam die Bitte: un photo s'il vous plaît.

Städte leben durch ihre Straßen und Häuser,



ihre Trottoirs und Mauern, ihre Dächer und Plätze, ihre Geschäftsfassaden, Graffitis, Schilder und durch ihre Wände und Fenster und den Menschen, die diese riesigen, zusammengepuzzelten Steingebilde bewohnen, denn erst



die permanente Korrespondenz zwischen Mensch und Stadt bringt jede Stadt zum Leben. Auch die Vegetation, die manchmal üppig, manchmal gar nicht und manchmal ungewollt hübsch in den vorherrschenden Stein oder Asphalt integriert ist, atmet eine Stadt und zeigt, dass eben alles nebeneinander existieren kann. Gerade südliche Städte und bei diesen, vor allem Städte, die am Meer liegen, faszinieren durch diese oft ungewollt ästhetisch kontrastierende Sichtkultur. Wenn ich durch die Bezirke laufe und immer wieder stehen bleibe, weil ich etwas entdeckt habe oder mich etwas entdeckte, dann sind es meistens diese im spektakulären Tourismus-Sightseeing-Alltag meistens übersehene Dinge, die nicht sofort ins Auge springen. Mich interessieren sie aber sehr, weil sie die Sprache der Städte sprechen und weil sie in meinen Bildern ein wichtiges und erklärendes Gestaltungs- und inhaltliches Mittel sind, um dem Charakter der abgebildeten Stadt so nahe wie möglich zu kommen. Bei meinem Venedigbild, wie auch bei der Lissaboncollage, welche ich als Auftragsarbeiten realisiert habe, ist das besonders schön zu sehen. Mein erstes Marseille-Bild aus dem letzten Jahr zeigt eine lebendige, wild wuchernde, facettenreiche Hafenstadt, die nächsten Marseillebilder

werden sich mit einzelnen Quartiersleben beschäftigen. Und bald werden wieder neue Bilder entstehen, dieses Thema, diese meine Arbeit und Leidenschaft, sehe ich auch im Zeichen eines europäischen Verständnisses, was leider angesichts der politischen Wirklichkeit und sogenannter geopolitischer und nationalstaatlicher Interessen stark gelitten hat, das schmerzt und ärgert gerade vor der anstehenden Europawahl.

Sich vorzustellen, dass Marine Le Pen 25% der Stimmen einsacken könnte, lässt mir die Haare zu Berge stehen, denn deren offener Rassismus



und Grande-Nation-Wahn ist unerträglich und schädlich. Alle anderen europäischen, asiatischen sowie afrikanischen Anrainerstaaten ausgrenzen zu wollen, ist destruktiv und reaktionär. Dieses Ansinnen würde uns wieder in Zeiten zurückführen, die wir alle nicht gerne haben oder wieder bekommen wollen. Es steht zu viel auf dem Spiel.

Zurück zur Stadt Marseille, zurück zum Klima, dem Himmel und dem Meer. Wenn jemand meine Photos sieht, zweifelt er (sie) oft, dass der Himmel so blau sein kann und meint, dass ich mit Kollege Photoshop herumgeschönert hätte, aber dem ist nicht so, es gibt sehr viele Tage, auch im Winter, wo dieses besondere Mittelmeerblau so intensiv strahlt. Meine Intention ist immer, dass wir in Deutschland einen Himmel wie eine „blassblaue Frauenhandschrift“ (Vorsicht Zitat) erleben und dass Marseille einen pastös aufgetragenen mit Klarlack gemischten Blaumonochromismus geschenkt bekommen hat. Meteorologisch gesehen ist das kein großes Rätsel, denn der Mistral, dieser tückische, oft ungemütlich kalte und im Sommer Hitze erlösende Fallwind, der vom Mont Ventoux und den Bergen der Haute Provence die Küste be-

lebt, bläst die erdzugewandte Atmosphäre mit Wucht staubfrei und verhilft den Farben dazu, sich im Sonnenlicht in ihrer vollen Pracht zu zeigen. Entsprechend grünblau oder stahlblau



wirkt das Meer, zu jeder Tageszeit anders, mittags, wenn die Sonne hoch steht und der Wind nur leise säuselt, sieht die Meeresoberfläche wie eine polierte Aogamistahlplatte aus. Kräuselt sich das Meer, brillieren die kleinen Wellenkämme wie glitzernde Lamettastreifen, stürmt es, explodieren die Wellen wie weiß zerplatzen- de und sich verstäubende Leuchtraketen.

Am Meer zu sitzen, den tanzenden oder schwingenden Wellen zu zuschauen, ob man sich an einem Kai oder einer Mole befindet oder auf einem Felsen oberhalb der Calanques rastet, ist meistens psychisch effektiver und entspannender als manche vermeintlich seelenreinigende Sitzung bei einem Tiefkopftaucher.

Nach mehreren Besuchen in den letzten beiden Jahren konnte ich beobachten, dass sich Marseille durch die städtebaulichen Aktivitäten rund um den Vieux Port grundlegend verändert hat, dass die Architekturprojekte der Museen und entlang der Docks bis zum Silo Arenc der Stadt einen neuen, spektakulären Stempel aufgedrückt haben. Euromediterranée ist für

die wirtschaftlich stark gebeutelte Stadt enorm wichtig, aber sie verlagert auch die vitalen Schwerpunkte infrastrukturell wie sozial und die Stadt läuft Gefahr auseinanderzudriften, dort das schicke Kultur- und Businesszentrum rund um das Herzstück der Hafenstadt, den Vieux Port, drumherum, vor allem nach Norden, die Ghettos der sozial Schwachen, der Migranten und Ausgesonderten. Das Panierviertel beweist die fortschreitende Gentrifizierung im Sinne der ökonomisch geprägten Stadtpolitik und diese Maßnahmen werden weitergehen. In bevorzugten Wohnvierteln der wohlhabenderen Mittelschichten oder wirklich Begüterten ist



alles hermetisch abgeriegelt. Läuft man vorbei, wird man misstrauisch beäugt, schnell werden Türen verschlossen und man bekommt das Gefühl, nicht willkommen zu sein. Manche Wohngebäude sind mit hohen Mauern umgeben und an der Einfahrtspforte steht ein Wächter, der alles und jeden kontrolliert. Man schottet sich ab und bewahrt seinen Reichtum und Besitz gegen jeden, der möglicherweise daran teilhaben will. Das gilt wahrscheinlich auch für die unmittelbaren Nachbarn. Ist es dem Nimbus geschuldet, dass Marseille die gewalttätige und kriminelle Metropole Frankreichs sein soll, so



täuschen sich diese Mutmaßungen, denn in Paris oder Lyon werden die so genannten sozialen Brennpunkte ebenso von Diebstahl und anderen Gewaltverbrechen beherrscht. Die Banlieu in den nördlichen Bezirken mit ihren Betonburgen und den Schnellstraßen ist tatsächlich fest in den Händen mafióser Strukturen, aber Verhältnisse wie in den Filmen „French Connection“ oder „22 Bullets“ werden allenfalls von den einschlägigen Presseorganen zum Chaos hochstilisiert.



Urbanisten vergleichen die aktuelle Situation des boomenden Hafenviertels, auch Euro-Mediterranée genannt, mit der Situation in Berlin nach 1989 und sicherlich wird es auch noch sehr lange dauern, bis alle Projekte oder Strukturen realisiert worden sind. Zumindest die Filetstücke MUCEM, Villa Méditerranée und Regards de Provence erleben einen Touristenboom, der über alle Erwartungen hinausgeht. Die Verbindung zum alten Fort St. Jean und den angrenzenden Kais sowie der mit Boutiquen unterfütterten Kirche St. Major ist spektakulär, aber auch ein Terrain, das davon leben muss, dass viel Geld erwirtschaftet wird und das wird hauptsächlich von den hineinströmenden Stadtbesuchern kommen. Für Kreuzfahrtschiffe wurde unmittelbar gegenüber der beiden großen neuen Museen ein Pier eröffnet und man kann davon ausgehen, dass in naher Zukunft Marseille ähnliche Verhältnisse haben wird, wie es



schon seit einiger Zeit in Venedig, Palma oder Barcelona der Fall ist. Welche ökonomischen, aber auch ökologischen Folgen diese Ausrichtung auf den Massentourismus hat, wird sicher-

lich von allen Bewohnern Marseilles genau beobachtet werden.

Schon jetzt zeichnet sich aber auch eine Entwicklung ab, die meines Erachtens sehr schnell zu einer Vernachlässigung bestehender kultureller Institutionen führen wird, denn beispielsweise das MAC, ein sehr schönes Museum für zeitgenössische Kunst, im Südwesten unweit der Corniche, wird heute schon eher spärlich frequentiert, das gilt auch für das Musée Schloss Borely mit seinem weitläufigen Park,



der zumindest für die Marseiller Bevölkerung ein gern angenommener Freizeitor ist.

Diese Überlegungen führen noch einmal zurück zum Friche Belle de Mai hinter dem Bahnhof St. Charles, das eine der schönsten multikulturellen Begegnungsstätten ist, die ich in Europa gesehen habe, denn hier wird tatsächlich neue, innovative, auch politische Kunst aus dem Mittelmeerraum, aber auch aus der gesamten Welt ausgestellt, hier finden außergewöhnliche Konzerte statt, hier können sich die Jugendlichen in einem eigens eingerichteten Skategelände tummeln und hier könnte die Schnittstelle zwischen dem neuen Marseille am Vieux Port und den nördlichen Arbeitersiedlungen und slumähnlichen Wohnburgen entstehen.

Allerdings, aber vielleicht ist das auch gut so, findet dieses Kunstlaboratorium bei den meisten Touristen keinen Anklang, also ist dieses Kunstterritorium eine Chance für die innerstädtische Verflechtung und Begegnung aller Bevölkerungsschichten.

Meine Wege führten mich wieder und wieder in die Quartiere, die bislang den Marsellais oder den französischen Besuchern vorbehalten wa-

ren und von Reisebussen oder Sightseeingkolonnen bislang verschont geblieben sind. Hier, jenseits der totalen Business- und Effizienzwelt, entdeckte ich die Zeichen und Spuren der Geschichte, die Wunden und Narben vergangenen und gegenwärtigen Stadtlebens, hier sehe ich die Menschen in ihren völlig normalen Lebensumständen und einer noch relativ unverfälschten Umgebung, auch wenn sie vielen als kaputt und unansehnlich vorkommen mag. Aber wir müssen konzedieren, dass nicht die

Paläste und Denkmäler, die Hochhäuser oder Konsumtempel den Charakter einer Stadt ausmachen, sondern all das, was sich im Laufe der Zeit evolutionär oder revolutionär entwickelt hat und die Stadt erst zu einer Massenbehausung ihrer dort lebenden Menschen macht.

Das letzte Wort möchte ich dem Philosophen des Mittelmeeres, des Lichtes und der Wärme erteilen: Albert Camus.

Die Mythen leben nicht aus sich selbst. Sie warten darauf, dass wir sie verkörpern.

Wolfgang Neisser, im Mai 2014

